

Max Wehrli
17.9.1909 – 19.12.1998

In hohem Maß bezaubernd war die Freiheit seiner Erscheinung. Weil er von Jugend auf in gelehrt-humanistischer und patriarchalisch-republikanischer Kultur aufgewachsen war, mochte er sich nicht als Fachmann verstehen, nannte sich lieber „Dilettant“, einen, der mit Freude tun konnte, was er tat. Er gehörte zu jenen, die ihrem Staat, ihrem Amt und ihren Pflichten „dienen durften – denn sie mußten es nicht“. Aus dieser Freiheit heraus hatte er Ehrgeiz nicht nötig. Ehrungen konnte er gelassen hinnehmen. Sie wurden ihm reichlich zuteil, denn sein internationales Ansehen war groß: Honorary Member der Modern Language Association of America (1964), korrespondierendes Mitglied der Heidelberger (1977), Göttinger (1981) und Münchener (1983) Akademie der Wissenschaften, Träger der Gold-Medaillen des Goethe-Instituts (1970) und des Kantons Zürich (1972) sowie des Gottfried-Keller-Preises der Martin-Bodmer-Stiftung (1979).

Max Wehrli hatte in seinem Geburtsort Zürich das Kantonale Literaturgymnasium besucht, von 1928–1935 Germanistik und Griechisch bei Emil Ermatinger, Albert Bachmann und Ernst Howald, 1931 in Berlin bei Arthur Hübner und Nicolai Hartmann studiert. In Zürich wurde er 1935 promoviert, 1937 habilitiert und war dann dort, was er gern betonte, lange Privatdozent gewesen. Nach dem Krieg erst wurde er Titular-, dann ao. Professor (1946 u. 1947) für ältere deutsche Literatur, der er seit 1943 bedeutende Arbeiten geschenkt hatte. Sein Lehrdeputat erstreckte sich auch auf Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Seine Arbeiten zur Aufklärung (1946), zur Lyrik des Barock (1945) und später zu Drama und Lyrik der Jesuiten (1960, 1963, 1975) hatten ihm Bewunderung eingetragen, ihm, der zugleich Kenner und Sammler barocker Kunstwerke war – aber ebenso mittelalterlicher und moderner. 1953 war Wehrli in Zürich ordentlicher Professor geworden, war 1955 als Visiting Professor an der Columbia University New York, 1962/64 Dekan seiner Fakultät, 1970/72 Rektor magnificus der Universität Zürich, 1973/78 – über seine Emeritierung als Honorarprofessor (1974) hinaus – Präsident der Schweizerischen Hochschul-Rektoren-Konferenz.

Daß er das Fach nahezu über die ganze historische Breite hin hätte vertreten können, zeigte 1951 ein im Grunde schmales Büchlein, selbstironisch als „für Verfasser wie Leser unerfreulich“ angekündigt. Die nur 160 Seiten dieser „Allgemeinen Literaturwissenschaft“ lesen sich wie eine Wissenschaftsgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ohne Umschweif schrieb er: „Hier ist nun auch der Ort, auf das Schick-

sal der deutschen Literaturwissenschaft zwischen 1933 und 1945 einzu-gehen“ (1951: 18), und gab ein Bild vom „chaotischen Zustand dieser Wissenschaft“, in der ein Denken über Literatur und Kultur, oft unter Lebensgefahr, zwischen Machtgebärden, Angst und Willfährigkeit sich artikuliert hatte. Dieses sachgerichtete Buch trat mitten hinein in die geistige Zwielfichtigkeit einer west-europäischen Gegenwart unter dem finstern Himmel einer drohenden Kommunismusgefahr. Gleich nach seiner Promotion war Wehrli 1936 noch einmal studienhalber in Berlin gewesen, im Jahr der Olympiade. Die Veröffentlichungen der Kollegen kannte er. Ordnennd beschrieb und kritisierte er die Interesserrichtungen und Ansprüche der Werke, nicht Haltung und Verhalten ihrer Verfasser. Es ging ihm nicht darum, Schuldige auszumachen. Das war damals ein eher deutsches, bei der ungeahnten Zahl plötzlich vorhandener Widerstandskämpfer und reicherer Ideologie-Palette weniger ein französisches oder italienisches Phänomen. Wehrli half, wo er konnte, auch ohne all das in Erwägung zu ziehen, was er auch wußte. Gesagtes und Ungesagtes waren denen deutlich, die es anging. Er verwarf auch nicht in Bausch und Bogen alles, was „zwischen 1933 und 1945“ in Deutschland geforscht worden war: „Es ist klar, daß sich die Kritik am Volkstumsgedanken nur gegen einen unwissenschaftlichen oder böswilligen Mißbrauch einer an sich durchaus legitimen Fragestellung richtet ... sowenig wie mit einer marxistischen Literaturbetrachtung auch schon die legitime Frage nach sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen der Kunst abgelehnt ist“ (1951: 21). Als Deutscher hätte er das Wort „Entartung“ nicht verwenden können. Als dieser bewußte Stadtzürcher, der er war, konnte er das sein Leben lang tun (1951: 129, 1984: 172). Solange einem etwa ein Name wie Náfels (1969: 87) nichts sagt, sollte man „Schweizer“ Verhältnisse lieber nicht beurteilen. Schweizer waren nach dem Krieg in fremden Augen „Deutsche“, die durch die Nazi-Zeit nicht die Ehre einer Kulturation verloren oder wiederherzustellen hatten. Wehrli sah das im Bedenken der erörterten Arbeiten kritischer. So schrieb er mit Distanz von der „unhaltbaren Systematisierung“ des Dichtungs-Erlebnisses (1951: 13) bei seinem Lehrer Ermatinger, bei dem seelische Kräfte und geistige Ideen die Entstehung der Werke „bedingen“ (1951: 114). Er sah bei Curtius den Gedanken einer Morphologie der Tradition, nannte das Buch eine großartige Lektion für die Literarhistorie und setzte hinzu: Die Frage ist, wie weit sie wirklich trägt (1951: 157). Dann folgte genaue Kritik an den „etwas äußerlichen Zusammenstellungen“ (1951: 158). Andere bekannte Bücher standen bei ihm ohne Kommentar, auch später noch. Ein weiter Bereich des Wissens sah sich hier kritisch strukturiert, ohne Anspruch, ihn reglementieren zu wollen. Was er über Textphilologie an

Beispielen antiker, mittelalterlicher und moderner Editionen zu bedenken gab, läßt einen heute fragen, wie neu denn die New Philology eigentlich ist. Das Buch wurde sehr bald in Ostblock-Sprachen übersetzt: ins Russische, Ungarische, Slowakische, etwas später auch ins Spanische und Italienische. Der geniale Peter Szondi hat Wehrli einmal als seinen eigentlichen Lehrer bezeichnet. In wissenschaftlichen und persönlichen Begegnungen beeindruckte er durch seine liebenswürdige, taktvolle und unbestechliche Art.

„Unsterbliche Dichtung – das ist sub specie aeternitatis ohnehin eine bloße Redensart, ja selbst sub specie eines kleinen Jahrhunderts eine Gedankenlosigkeit“ (1965: 10; 1951: 134). Von diesem nach Zeit und Ort polemischen Satz aus läßt sich ein gut Stück Landschaft des Wehrlichen Denkens überblicken.

Dichtung und Literatur waren als Gegenstand von Wissenschaft, im Unterschied zu allen anderen Wissenschaften, nicht speziell, sondern allgemein und im besonderen Maße vor einer Allgemeinheit zu verantworten. Diese Wissenschaft mußte für jeden zugänglich sein, der etwas anderes las als Magazine oder Gebrauchsanweisungen. Bei Literatur und Dichtung gehörte die Unterscheidung von „Wert und Unwert“ (1965) wohl oder übel zum Amt eines Literaturwissenschaftlers, zu seinem Öffentlichkeitsauftrag. Das machte diese besondere Wissenschaft in höherem Maße problematisch als andere Wissenschaften. In dieser hier war von einem „internen Fortschritt und einer Perfektion der Methoden“ (1951: 9; 1984, 13) nicht zu reden. Das machte zumal die Germanistik, „ihre Eierschalen noch im Namen tragend“ (1969: 11), dort oft belächelnswert, wo sie sich als Spezialistenwissenschaft gab. Nur in deutschem Sprachgebrauch gab es Literatur-„Wissenschaft“, in anderen Ländern hieß das Literatur-„Kritik“. Deswegen rügte Wehrli, daß manches bestenfalls „unterhaltend zu schreiben, aber meistens verdrießlich zu lesen“ sei. Er selbst schrieb eine klare Prosa, die gelegentlich selbst mit saloppen Wendungen blitzte („einmal mit der großen Kelle anrichten“, 1979: 415). Bei Bert Brecht war ihm „der Marxismus sozusagen ein bloßes Stilelement“ (1965: 40). Was ein Autor meinte, oder was er ihm zu meinen schien, nahm er nicht unbedingt ernst, so daß gelegentlich eine Arbeit „im Grunde mehr leistet[e], als sie von ihren Voraussetzungen aus dürfte“ (1979: 419). Die Pole Literatur und Geschichte, zwischen die er sein Fach gespannt sah, hat er zweimal (1951, 1984) grundsätzlich dargestellt. In einer seiner spätesten Arbeiten (1984) schrieb er nochmals über ontologische Ästhetik, über die Paradoxie des christlichen Schönheitsbegriffs und die Ausweglosigkeit einer diesseitig-autonomen Wert-Idee. Der Schönheit von Kunstwerken war er eben wegen der Vergänglichkeit

dieser Schönheit zugetan. Aber Wehrlis poetologische Interessen wie sein immer wieder gerühmter Humor waren wohl in seinem besonderen Sinn für Geschichtlichkeit begründet.

Alles Forschen zu Literatur und Geschichte konvergierte für ihn in Literaturgeschichtsschreibung, als einer „ars regia ... zwischen Wissenschaft und Kunst“ (1979: 413 f.). Dem hatte bereits seine Dissertation gegolten: Johann Jakob Bodmer und die Geschichte der Literatur (1935) und seine Habilitationsschrift: Das barocke Geschichtsbild in Lohensteins Arminius (1937). Dem galten späte Reflexionen (1979) und ein 1200-seitiges Werk (1980). Mit seiner Geschichte der Manesse-Philologie war er 1981 zu den eigenen und zu den Zürcher Anfängen einer Beschäftigung mit altdeutscher Literatur im „schwäbischen Zeitpunkte“ (Bodmer) zurückgekehrt. Dadurch daß er sein Fach aus den Beengungen einer bloß nationalen Literatur-Forschung hatte lösen helfen, ist er einer der Begründer einer neuen Mediävistik geworden. „Eine europäische Literaturgeschichte wird sich nicht durch umfassende, abgeschlossene Resultate legitimieren müssen, sondern durch die Einheit, Entschiedenheit und Beweglichkeit ihres Bewußtsein“. Damit hatte sein Buch von 1951 geschlossen. Die dreißig Jahre später, ganz aus Eigenem gegebene ‚Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts‘ (1980) war schließlich doch auf die deutsche Sprache gerichtet. Wie immer die programmatische Formel vom ‚Eindringen des ‚Worts‘ ins Säkulum‘ dieses Ereignis als Prozeß im Einzelwerk zu fassen vermochte, großartig waren allenthalben Erzählungen von konkreten Szenen, wie die von Thomas Platter und seinem gefährlichen Schlaf des Erfrierens. Die Tatsache, daß es überhaupt Wörter gibt, die immer bloß in der Zeit sein konnten, war eine Art archimedischer Punkt seines Denkens, deutlich gesagt dann 1984, mit Berufung auf Jean Leclercq: „Jedes menschliche Sprechen gründet schließlich im Bezug zum göttlichen Wort, freilich eben mit der Möglichkeit der Perversion, der Lüge. In jedem Sprechen erfolgt ein Stück Inkarnation (bzw. Verrat) des göttlichen Worts“ (1984: 45). Sein kritischer und selbstkritischer Humor und die keineswegs ausflüchtige Ironie, die ihn auszeichneten, waren für ihn zugleich Erkenntnis-Gegenstände (1950: Wolframs Humor, 1982: Christliches Lachen, christliche Komik) und Erkenntnis-Instrumente. Sie gehörten zur notwendigen Art seines Umgangs mit der „sublimsten Form menschlicher Gestaltung“ (1951: 9), welche doch, samt der Wissenschaft von dieser Gestaltung, im Blick auf das *Theatrum mundi* (1979: 418) jenem *risus christianus* ausgesetzt blieb, den er im lateinischen Drama eines Jacob Bidermann (1958, 1960, 1984: 174) gezeigt hat. Das Fehlen des Humors konnte Wehrli bei einem Dichter wie Gottfried von Straß-

burg sogar ästhetisch bedenklich finden (1984: 179) – und freilich auch bei Fachgenossen. Die souveräne Haltung gegenüber seinem Fach war darin begründet.

Wehrli wußte in ganz unarroganter Weise, daß er seine schöpferisch vielfältige Lebendigkeit und Begabung – auch als Übersetzer – nicht sich selbst zu verdanken hatte. Nicht zuletzt dadurch war er seiner Freiheit des Urteilens und des Zaubers seiner Freundlichkeit fähig. Nach der historischen Dimension gefragt, die diese Persönlichkeit wie selbstverständlich umgab, antwortete jemand, der ihn, wie gut oder schlecht auch immer, kannte: Lesen Sie Gottfried Kellers Landvogt von Greifensee! Wie metaphorisch das gemeint war, blieb offen. Sollte Wehrli selbst diese Antwort gegeben haben, wäre gewiß „in den Mundwinkeln ... treffende, aber nie vorsätzlich verwundende Satire hinter kaum bemerkbarem launigem Lächeln verborgen“ gewesen. 89jährig ist er in seiner Heimatstadt gestorben. Dankbarkeit und Trauer gelten einem großartigen Gelehrten und Menschen.

Thematische Weite und lebensgeschichtliche Akzentuierung von Wehrlis Arbeiten zeigen seinerzeit von ihm selbst ausgewählte Publikationen. Auf diese beziehen sich mit Seitenzahlen die Zitate. 1935: Johann Jakob Bodmer und die Geschichte der Literatur. Erschienen 1937, 1938; Das barocke Geschichtsbild in Lohensteins Arminius. 1943: Die Elegie Walthers v.d. Vogelweide. 1943: Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert. Texte und Dokumente. 1945: Carl Spitteler, Gesammelte Werke. Bd. V. 1945: Deutsche Barocklyrik. ³1977. 1946: Das Zeitalter der Aufklärung. ³1967. 1949: Zum Problem der Historie in der Literaturwissenschaft. 1950: Wolframs Humor. 1951: Allgemeine Literaturwissenschaft. Ein Forschungsbericht; Übersetzt ins Russische 1957, Ungarische 1960, Slowakische 1965, Spanische 1966, Italienische 1980. 1952: Das Lied von der Entstehung der Eidgenossenschaft. Das Uner Tellenspiel. 1955: Deutsche Lyrik des Mittelalters. 1955, 1962. 1956: Aegidius Tschudi, Geschichtsschreiber und Erzähler. 1958: Bidermann, Cenodoxus. 1960: Jacob Bidermann, Philemon martyr, Lat. u. deutsch. 1963: Jacob Balde, Dichtungen, Lat. u. deutsch. 1965: Wert und Unwert in der Dichtung. 1967: Der Nationalgedanke im deutschen und schweizerischen Humanismus. 1969: Formen mittelalterlicher Erzählung. 1972: Die ‚Klage‘ und der Untergang der Nibelungen. 1974: Wolframs ‚Tituel‘. 1974/75: Diu menschheit hât wilden art. 1975: Latein und Deutsch in der Barockliteratur. 1979: Literaturgeschichtsschreibung heute – einige Reflexionen. 1980: Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. 1981: Zur Geschichte der Manesse-Philologie. 1982: Christliches Lachen, christliche Komik? 1983: Antike Mythologie im christlichen Mittelalter. 1984: Literatur im deutschen Mittelalter. Eine vollständige Bibliographie bis 1969 steht in der Wehrli-Festschrift ‚Typologia litterarum‘.

Karl Bertau